

Zweitveröffentlichung



Bartl, Andrea

Sprache

Datum der Zweitveröffentlichung: 25.09.2026

Akzeptiertes Manuskript (Postprint), Beitrag in Sammelwerk

Persistenter Identifikator: urn:nbn:de:bvb:473-irb-117356x

Erstveröffentlichung

Bartl, Andrea (2009): Sprache, in: Ingo Breuer (Hrsg.), Kleist-Handbuch : Leben - Werk - Wirkung, Stuttgart: Metzler, S. 361–363.

Rechtehinweis

Dieses Werk ist durch das Urheberrecht und/oder die Angabe einer Lizenz geschützt. Es steht Ihnen frei, dieses Werk auf jede Art und Weise zu nutzen, die durch die für Sie geltende Gesetzgebung zum Urheberrecht und/oder durch die Lizenz erlaubt ist. Für andere Verwendungszwecke müssen Sie die Erlaubnis der Rechteinhaberinnen und Rechteinhaber einholen.

Für dieses Dokument gilt das deutsche Urheberrecht.

27. Sprache

Um 1800 findet im Gefolge der Französischen Revolution, aufklärerischer Säkularisierungstendenzen, neuer Familien- und Arbeitsmodelle ein entscheidender Modernisierungsschub statt, der alle Diskurse erfasst. In der Kunst werden oft Gefühle wie Ohnmacht, Orientierungslosigkeit und Zerrissenheit geäußert; auch das literarische Medium selbst, die Sprache, wird – in Werken der Spätaufklärung und Frühromantik sowie Goethes und Schillers – zunehmend skeptisch betrachtet. Gerade Heinrich von Kleists fiktionale und essayistische Schriften, insbesondere seine Briefe, konzentrieren und radikalisieren diese erstmals in der deutschen Literatur so massiv auftretende Sprachskepsis auf repräsentative Weise (Bartl 2005, 313–361). Kleists Sprachskepsis verdichtet sich 1801 zu einer gravierenden Sprach-

krise (Kapp 2000, 160ff.; Holz 1962; Stephens 1999), so schreibt er am 21. Mai 1801 an Wilhelmine von Zenge: »Ich habe selbst mein eignes Tagebuch vernachlässigt, weil mich vor allem Schreiben ekelte« (DKV IV, 224; vgl. V.25, V. 29).

Sprache und Erkenntnis: Zunächst von einem aufklärerischen Sprachoptimismus geprägt (Kapp 2000, 131), relativiert Kleist spätestens nach der vielbeschriebenen »Kant-Krise« das rationalwissenschaftliche Erkenntnismodell der Frühaufklärung, das die Sprache als verstandesorientiertes Benennungsinstrument für bereits präverbal existente Ideen ansieht. Kleist meldet nun Zweifel an einer objektiven, der Vernunft unterworfenen Wahrheitsfindung an und unterzieht folglich die Sprache als abstraktes Ordnungssystem sowie als Repräsentationsraum außersprachlicher Wirklichkeiten einer Kritik (Schmidt 2003, 251–256; s. Kap. V.6).

Signifikant und Signifikat, Wort und Sache, sieht Kleist – etwa in einem Brief an Wilhelmine von Zenge vom 16. September 1800 – ausschließlich durch willkürliche Konvention verbunden. Nicht ein apriorischer Sinn lenkt zudem die Bedeutungsproduktion linguistischer Zeichen, sondern dieser stellt sich erst im jeweiligen Kontext momenthaft her und kann ebenso schnell wieder zerstört werden. Das Wort bezeichnet daher nicht mehr die erkannte Natur, sondern schärft Begriffe, produziert Sinnkonzepte und konstituiert Wirklichkeitsentwürfe. Allerdings wird dieser Prozess von verschiedenen äußeren Faktoren, auch vom Zufall oder von den Störimpulsen der eigenen Leidenschaften mitbestimmt (s. Kap. V.9), sodass sich der Sprecher nicht auf eine linear ablaufende, willentlich steuerbare Entwicklung von Ideen im Sprechakt verlassen kann. Ob sich Sinn ergibt oder nicht, liegt nicht in der Macht des Sprechers, vielmehr gerät er selbst in den eigendynamischen Strudel sprachlicher Semiose. Aus einer dergestalt diagnostizierten Krise der verbalen Repräsentation leitet sich für Kleist in Ansätzen bereits die Vorstellung allumfassender Textualität und der Unhintergebarkeit von Sprache ab.

Sprache, Kommunikation und Gewalt: Ebenso wenig kalkulierbar wie die Konstruktion von Sinn ist die Verständigung zwischen den Spre-

chern. In Kleists Briefen, selbst in jenen an seine Schwester Ulrike, äußert sich immer wieder die Angst, missverstanden zu werden: »Und gern möchte ich Dir Alles mittheilen, wenn es möglich wäre. Aber es ist nicht möglich, u wenn es auch kein weiteres Hinderniß gäbe, als dieses, daß es uns an einem Mittel zur Mittheilung fehlt. Selbst das einzige, das wir besitzen, die Sprache taugt nicht dazu, sie kann die Seele nicht mahlen u was sie uns giebt sind nur zerrissene Bruchstücke« (DKV IV, 196).

Kleists Argumentation trifft sich hier mit sprachskeptischen Bemerkungen Lessings, Goethes, Schillers und anderer Autoren um 1800, was die Unmöglichkeit angeht, die Totalität der individuellen Gefühls- wie Gedankenwelt ganzheitlich durch Worte mitzuteilen. Leidenschaften, dynamisch-vitale Vorgänge, komplexe Verfahren der eigenen Identitätsbildung erstarren im Wort, in dem das Fremde die eigenen Empfindungen gewaltsam überlagert. Das löst bei den Sprechern Emotionen des Ausgeliefertseins und der Fremdbestimmung aus und führt zur sozialen Isolation (Heimböckel 2003, 55f.; s. Kap. V.16).

Kleists Dramenfiguren Penthesilea, Achill, die Mitglieder der Familie Schroffenstein oder Alkmene versuchen vergeblich, sich gegenüber dem sozialen Druck zu behaupten und autonome Selbstentwürfe zu verwirklichen. Im Wort – und diese Diagnose erinnert frappierend an moderne Sprechakttheorien wie die Judith Butlers – konzentriert sich ein allmächtiger gesellschaftlicher Anspruch, der das Glücksbegehren des Einzelnen in gefährdete Zwischenräume und flüchtige utopische Augenblicke verbannt. Selbst in Bezug auf diese spärlichen idyllischen Momente in Kleists Dramen muss freilich die Negativbilanz der Kommunikation aufrechterhalten werden, sprechen die Figuren doch sogar in den bekannten Liebesdialogen (beispielsweise im 15. Auftritt der *Penthesilea*) auffällig aneinander vorbei (Bartl 2005, 318f.). Alle Kleist'schen Dramen laufen im Grunde auf das Schweigen zu (Holz 1962, 99f.); Alkmenes »Ach« am Ende des *Amphitryon* macht es hörbar.

Der Dolch, mit dem sich Penthesilea – als letzte Konsequenz ihrer Fremdbestimmung –

tötet, ist ebenfalls aus Sprache geschmiedet. Schon vorher – in ihrer Vereinigung mit Achill, die in ein Zerfleischen des Geliebten umschlägt – manifestiert sich die existentielle Wechselwirkung von Kommunikations- und Tötungstrieb: »Küsse, Bisse, / Das reimt sich, und wer recht von Herzen liebt, / Kann schon das Eine für das Andre greifen. [...] Ich habe mich, bei Diana, bloß versprochen« (DKV II, 254). Auch die Verhörsituationen, die in den Dramen, etwa dem *Zerbrochenen Krug*, die Dialoge der Figuren bestimmen, deuten die für Kleists Werk charakteristische Verbindung von Sprache, Kommunikation und Gewalt an (Arntzen 1980; Stephens 1999; Heimböckel 2003, 186ff.; s. Kap. V.11f.).

Sprachskepsis als Chance: Für die subjektzerstörende Gewalt von Sprechakten findet Kleist in einem Brief an seine Schwester Ulrike vom 13./14. März 1803 ein drastisches Bild: »Ich wollte ich könnte mir das Herz aus dem Leibe reißen, in diesen Brief packen, und dir zuschicken« (DKV IV, 313). Es zeigt, wie der Wunsch nach zwischenmenschlicher Verständigung leidvoll an der Sprache scheitert, und lässt zugleich innovative, expressive Schreibstrategien erahnen, die die Sprachskepsis produktiv machen und Kleists spezifische Ästhetik am Rande des Verstummens begründen. Wo in den Dramen lange, psychologisch feinziselierte Monologe versagen würden, teilt sich die Verfasstheit der Figuren auf andere Weise mit: in symbolisch aufgeladenen Motiven (Ohnmacht, Erröten oder Erblassen, Gebärden der Zerstreuung, Verstummen), pantomimischen Szenen (den wortarmen »Traumsequenzen« in *Prinz Friedrich von Homburg* oder *Das Käthchen von Heilbronn*; Stephens 1999, 207f.), Dingsymbolen (Adams Perücke) oder Experimenten mit auditiv-musikalischen Erweiterungen der Sprache hin zum Klanglichen (Durzak 2002; s. Kap. IV.8). Mit Gedankenstrichen, häufig verwendeten Adjektiven wie »unaussprechlich«, »unsäglich« (»Ich weiß nicht, was ich dir über mich *unaussprechlichen* Menschen sagen soll«; DKV IV, 313, Brief an Ulrike von Kleist vom 13./14.3.1803) oder Aussagen wie »Was in diesem Augenblicke Alles in meiner Seele vorgieng kann ich Dir wieder nicht beschreiben« (DKV IV, 198; Brief an Ulrike von Kleist vom 5.2.1801) er-

öffnen Kleists Texte Leerstellen des Schweigens. Erst kurz vor dem Verstummen ist ein Sich-Äußern möglich, mehr noch: die schmerzhaft Ausrichtung auf das Unaussprechliche wird zur Voraussetzung der eigenen Poetik (Heimböckel 2003, 74f.).

Literatur

- Arntzen, Helmut: Heinrich von Kleist: Gewalt und Sprache. In: Wieland Schmidt (Hg.): Die Gegenwart Kleists. Reden zum Gedenkjahr 1977 im Schloß Charlottenburg zu Berlin. Berlin 1980, 62–78.
- Bartl, Andrea: Im Anfang war der Zweifel. Zur Sprachskepsis in der deutschen Literatur um 1800. Tübingen 2005.
- Durzak, Manfred: Die Wahrheit des Gefühls in der Musik und die Unzulänglichkeit der Sprache bei Kleist. In: Beiträge 16 (2002), 75–87.
- Grathoff, Dirk: Die Zeichen der Marquise. Das Schweigen, die Sprache und die Schriften. Drei Annäherungsversuche an eine komplexe Textstruktur. In: Ders. (Hg.): Heinrich von Kleist. Studien zu Werk und Wirkung. Opladen 1988, 204–229.
- Heimböckel, Dieter: Emphatische Unaussprechlichkeit. Sprachkritik im Werk Heinrich von Kleists. Ein Beitrag zur literarischen Sprachskepsistradition der Moderne. Göttingen 2003.
- Holz, Hans Heinz: Macht und Ohnmacht der Sprache. Untersuchungen zum Sprachverständnis und Stil Heinrich von Kleists. Frankfurt a.M./Bonn 1962.
- Kapp, Gabriele: »Des Gedankens Senkblei«. Studien zur Sprachauffassung Heinrich von Kleists 1799–1806. Stuttgart/Weimar 2000.
- Kommerell, Max: Die Sprache und das Unaussprechliche. Eine Betrachtung über Heinrich von Kleist. In: Ders.: Geist und Buchstabe der Dichtung. Goethe – Schiller – Kleist – Hölderlin [1940]. Frankfurt a.M. 1962, 243–317.
- Marquardt, Hans-Jochen: »Ich bin Dir wohl ein Rätsel?«. Anmerkungen zu Kleists Sprache. In: Wolfgang Barthel/Hans-Jochen Marquardt (Hg.): Heinrich von Kleist. 1777–1811. Leben, Werk, Wirkung, Blickpunkte. Frankfurt a.d.O. 2000, 121–140.
- Oschmann, Dirk: How to Do Words with Things. Heinrich von Kleists Sprachkonzept. In: Colloquia Germanica 36/1 (2003), 3–26.
- Schmidt, Friedrich: »[...] die Sprache taugt nicht dazu«. Zur Sprachkritik Heinrich von Kleists. In: Beiträge 17 (2003), 250–279.
- Stephens, Anthony: Kleist – Sprache und Gewalt. Mit einem Geleitwort von Walter Müller-Seidel. Freiburg i.Br. 1999.

Andrea Bartl